

Das <alte> Binninger Pfarrhaus 1708-1938

Autor(en): Gustav Steiner
Quelle: Basler Jahrbuch
Jahr: 1939

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/73f6182e-623f-4682-b5a0-fdbaf97092b5>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

Das «alte» Binninger Pfarrhaus

1708—1938.

Von Gustav Steiner

Hinter dem alten Pfarrhaus, bergwärts, wird die Erde aufgewühlt; über schweren Fundamenten erhebt sich das eiserne Skelett eines modernen, nach den Grundsätzen der Sachlichkeit entworfenen Baues. Geradlinig und rechtwinklig lagert sich das langgestreckte Gebäude auf dem ursprünglichen Pfarrgarten; Schopf und Scheune des geistlichen Anwesens sind längst verschluckt, und wenn das Heute zum Gestern wird, dann ist auch das in seinen wohlabgewogenen Verhältnissen so schöne Herrenhaus ein für allemal vom Erdboden verschwunden. Es ist dann der Zeitpunkt gekommen, da man nach Verantwortlichen fragen und Verantwortlichkeiten abschieben kann. Entscheidend bleibt, daß es den Anstrengungen des Heimatschutzes nicht gelungen ist, das Bauwerk vor dem Untergang zu bewahren¹.

Das ist um so mehr zu beklagen, da Binningen an wertvollen Baudenkmalern arm ist, so arm, daß schon der vortreffliche Büchel auf seinen Zeichnungen immer wieder zu den gleichen Motiven greifen muß: Zum Schloß und den dazu gehörigen Gebäulichkeiten, zum Holeeschlößchen, zum Pfarrhaus und endlich zur Margarethenkirche.

Wiederholt hält er den Blick fest «von der Höhe der Matten», d. h. von Osten aus, um die Häusergruppe ums

¹ Meiner Darstellung liegt das Aktenmaterial im Staatsarchiv Basel-Stadt und im Basellandschaftlichen Landesarchiv in Liestal zugrunde. Besondern Dank für wertvolle Mitteilungen schulde ich Herrn Simon Hammel, der seit Jahren systematisch Dokumente in Bild und Schrift zur Topographie und Geschichte von Binningen sammelt. — Auf die Anführung gedruckter Quellen wird verzichtet.

Schloß, Mühle und Schleife, die Oekonomiegebäude, Türme und Treppengiebel, das Schäferhaus und den zum Schloß gehörigen «Wilden Mann» vor dem sanft ansteigenden Gelände des Westplateaus aufzubauen und uns den unregelmäßigen Fußweg hinter dem «Wilden Mann» zum Pfarrhaus zu führen. Hinter der niedrigen Scheune und der Stallung des Pfarrhauses geht dieser Weg der Mauer entlang und mündet in den heutigen Kirchweg, der nach St. Margarethen führt. Das formschöne, städtische Haus, das ganz für sich auf einer nach dem Birsig zu vorspringenden, heute mit dem benachbarten Terrain ausgeglichenen kleinen Terrasse, einer letzten Bodenwelle diesseits des Bachbettes, sich lagert, unterscheidet sich schon auf den ersten Blick durch seinen Baucharakter von den flußaufwärts gelegenen Häusern, die sich im Schatten des wehrhaften, mit schlanken Türmen flankierten Weirhauses behaglich zusammentun, während das Pfarrhaus nur mit dem Gasthaus zum «Schlüssel», einem im 18. Jahrhundert sehr namhaften Gebäudekomplex, Nachbarschaft pflegen kann. Ein Steg, wenige Schritte unterhalb des Pfarrhauses, führte hier über das Wasser zu dem Wirtshaus, von dessen Dasein wir seit dem 17. Jahrhundert Kenntnis haben. Der «Wilde Mann», allerdings nur zeitweise als Gasthaus erwähnt, der «Löwe» und der «Schlüssel» waren bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts die drei einzigen Gasthäuser der Binninger Gemeinde. Daß der «Schlüssel» zur Zeit, da das Pfarrhaus gebaut wurde, bereits ein ansehnliches Gut darstellte, bestehend «in der Behausung, Nebenhaus, Scheune, Stallung, Kraut- und Baumgarten», das erfahren wir nicht nur aus Urkunden, sondern das ist ebenso aus den Zeichnungen Büchels ersichtlich, wenn er auch, um das Pfarrhaus in seiner isolierten Lage zu besserer Wirkung zu bringen, die Gebäulichkeiten des «Schlüssels» fast ganz im Baumschlag verschwinden läßt.

Der fleißige Bäckermeister von der Streitgasse, Emanuel Büchel, der am Sonntag mit seinem Skizzenbuch aus-

zog und am Werktag neben Brot und Pasteten auch von Hand kolorierte Stiche verkaufte, ist fast um dieselbe Zeit geboren, wie das Pfarrhaus erbaut wurde. Sein Geburtsjahr ist nämlich das Jahr 1705. Er ist einer der liebenswürdigsten Basler Kunstdilettanten. Was er schaute, das trug er in streng getreuer Nachbildung in seine Skizzenbücher ein. Das künstlerische Moment ist dabei dem sachlichen weit hintangesetzt. Das geht auch aus den Binninger Zeichnungen hervor, mit denen er uns den Chronisten ersetzt. Er vermittelt uns eine zuverlässige topographische Vorstellung, er ist peinlich genau in der Wiedergabe der Gebäulichkeiten. Auf seinen Zeichnungen läßt sich z. B. der fortschreitende Verfall der Schloßtürme feststellen; auf denselben Zeichnungen der ursprüngliche Zustand des Pfarrhauses mit den beiden Wetterfahnen, dem Kamin, aber ohne Dachreiter. Erst auf den Skizzen, die er nach dem Jahre 1750 angefertigt hat, findet sich der schlanke Glockenstuhl. Wir wüßten also auch ohne die Notiz in dem von Pfarrer Leonhard Bartenschlag aufgenommenen Inventarum, um welche Zeit der Glockenstuhl aufgesetzt wurde. In unkünstlerischer Sachlichkeit nummeriert Büchel die Gebäude, auf die es ihm ankommt; kräftig setzt er die Zahlen auf die Fläche des Daches; in der Fußnote gibt er die entsprechende Erklärung. Trotz dieser Sachlichkeit geht von den Binninger Skizzen ein besonderer Reiz der Stimmung aus. Er wird keineswegs etwa bedingt durch die stark handwerklich hingemalte Baumromantik im Vordergrund. Sondern sie geht aus von den in die Landschaft hineingestellten Häusern, so nüchtern sie mehr nach Wirklichkeit als nach Eindruck streben. Das Herrenhaus mit dem hohen Dach, umschirmt von der Mauer, läßt uns sogar eine Behaglichkeit empfinden, die mit der spärlichen Besoldung des Pfarrherrn nicht in Einklang stand.

Zur Zeit Büchels war Binningen — von der Zugehörigkeit des Dorfes Bottmingen zur Pfarrei wollen wir ganz absehen — kein geschlossenes Dorf. Die drei Siedlungen:



Schloß und Pfarrhaus zu Binningen (1738)
 Zeichnung von Emanuel Büchel

Schloß, St. Margarethen und Holee, die eigentlichen Ansatzstellen zum heutigen Dorf, waren bis ins 19. Jahrhundert hinein vollkommen getrennte Dorfteile. Erst mit dem wirtschaftlichen Aufschwung der Stadt entwickelte sich Binningen zu einer jener Vorortsgemeinden, die infolge ihres schnellen Wachstums geradezu ungeschichtlich, ohne charakterliche Besonderheit wirken. So wurde denn auch die Talsohle vom «Schutz» bis über das alte Schloßgut hinaus bebaut. Aber aus der Mannigfaltigkeit von Bautypen und Bausünden einer Zeit, welche sich ganz einfach den wirtschaftlichen Notwendigkeiten anpaßte, hoben sich immer noch, als die sichtbaren Baudenkmäler der Vergangenheit, Schloß, Pfarrhaus und Kirche zu St. Margarethen ab. Bald werden nur noch das Kirchlein und das Schloß übrigbleiben. Denn die Frist, die dem Pfarrhaus gesetzt wurde, ist abgelaufen, bevor noch dieser Nachruf in den Druck geht. Es bleibt ein schwacher Trost, daß die Kirchgemeinde als Ersatz ein modern eingerichtetes Haus erhalten hat von der Art derjenigen, die hierzulande als vornehme Villen bezeichnet werden, — eine Villa unter den vielen, aber nicht mehr das Haus, das, ohne Straßenbezeichnung und Nummer, sich durch seine ganze Erscheinung als das einzige seiner Art in der Gemeinde, eben als das Haus des «Herrn Pfarrers» auf den ersten Blick zu erkennen gab.

Die Entstehung des Pfarrhauses hängt naturgemäß zusammen mit dem Schicksal der Margarethenkirche. Ueber die Geschichte dieses Gotteshauses sind wir zur Genüge aufgeklärt durch die grundlegende Darstellung aus der Feder von Carl Roth (im Basler Jahrbuch 1920) und durch die vom Kirchgemeindeverein Binningen-Bottmingen herausgegebene verdienstvolle Arbeit von Pfr. Karl Gauß.

St. Margarethen war ursprünglich Pfarrkirche, d. h. Kirche einer selbständigen Pfarrgemeinde. Zu einer solchen Kirche gehörte von jeher ein Pfarrhaus. Aber im 13. Jahrhundert büßte sie den Charakter einer Eigenkirche

ein: sie wurde Patronatskirche. Das Recht, den Pfarrer zu setzen, und unter anderm auch die Pflicht, das Pfarrhaus in Bau und Ehren zu erhalten, kam in die Hand des Basler Bischofs und schließlich an die Dompropstei. Der Dompropst aber wandelte die bisherige selbständige Pfarrkirche in eine Filiale um, die vom Leutpriester von St. Ulrich (beim Münster) zu betreuen war. Der Kirchendienst war sehr spärlich und beschränkte sich auf gewisse Festzeiten. Da die Gemeinde St. Margarethen keinen eigenen Pfarrer mehr besaß, war auch das Pfarrhaus neben der Kirche überflüssig. Es wurde in eine Wohnung von Klausnerinnen umgewandelt. Im 15. Jahrhundert, als es von den Schwestern, die sich niedergelassen hatten, wieder verlassen war, wurde es ein Bruderhaus. Die Reformation räumte damit auf. Das Haus wurde verkauft und wurde zum Kern eines Landgutes, das sich von da an neben der Kirche selbständig entwickelte. Nichts erinnert heute daran, daß einst neben dem Gotteshaus ein Pfarrhaus bestand.

Der Druck der Gegenreformation in den benachbarten bischöflichen Gemeinden steigerte zweifellos das kirchliche Leben in Binningen und Bottmingen. Die St. Margarethen-Kirche wurde vergrößert. Nun machte sich aber auch der Wunsch geltend, wieder eine selbständige Kirchgemeinde zu bilden, ein eigenes Pfarrhaus und einen eigenen Pfarrer zu besitzen. Man wollte den geistlichen Herrn in der eigenen Gemeinde haben. Dieser Wunsch ging unter Pfarrer Jakob Falkner in Erfüllung. Die Voraussetzung dazu freilich wurde nicht durch ihn, sondern durch den designierten Bürgermeister von Basel Franz Robert Brunschwiler, geschaffen. Hatte der Rat es bisher abgelehnt, auf die Bitte der Gemeinde um ein Pfarrhaus einzutreten, weil er sich vor den Kosten scheute, so wurden nun durch die Liberalität Brunschwilers die notwendigen Geldmittel zur Verfügung gestellt. Das Pfarrhaus ist, auch wenn es erst nach Brunschwilers Ableben erbaut worden ist, seine ganz persönliche Stiftung. Es ist somit nicht nur ein wertvolles Bauwerk, sondern ein Denkmal persönlicher Frei-

gebigkeit und frommer Fürsorge. In einer Zeit, in der Legate seltener geworden sind, darf man sich wieder ins Gedächtnis zurückerufen, daß vieles, was jetzt ohne weiteres dem Staat als Aufgabe zugeschoben wird und tatsächlich auch nur durch sein Eingreifen zustande kommt, im «alten Basel» durch private Wohltätigkeit durchgeführt worden ist. Daß die Inschrift über der Eingangstüre des Pfarrhauses die «gottselige Verordnung des Hochgeachten Gestrengen und Wohl Weysen Herrn Frantz Robert Brunnschweilers Selig Weyland Designierten Bürgermeisters Lobl. Statt Basel» den nachfolgenden Geschlechtern in Erinnerung gehalten hat, das ist ganz in Ordnung. Und auch die Ehrung der «Frau Wittib», die dem Willen des Mannes nachgelebt hat, ist durchaus am Platze. Daß aber nur die Kommission, die über Kirche und Schule die Aufsicht führte, nämlich die Herren Deputaten, samt dem Stadtschreiber noch namentlich aufgeführt werden, während der Name des Initianten, des Pfarrers Jakob Falkner, mit Stillschweigen übergangen wird, das entspricht wohl dem Geschmacke der Zeit, weniger dem wirklichen Verdienst. Uneingeschränkte Anerkennung gebührt dem designierten Bürgermeister Brunschwiler, und es mag einem recht leid tun, daß mit dem Gebäude auch diese Erinnerung, die zu jedem, der ins Pfarrhaus eintrat, sichtbar sprach, verschwindet. Wenn man sich vergegenwärtigt, mit welchen Schwierigkeiten nach der Schaffung einer zweiten Pfarrstelle im Jahre 1914 die Unterbringung eines Pfarrhelfers in der großen Kirchgemeinde Binningen-Bottmingen verbunden war, dann schätzt man erst recht die Großzügigkeit, mit der Brunschwiler den bis heute ersten und einzigen Pfarrhausbau in jener Gemeinde möglich gemacht hat.

Franz Robert Brunschwiler (die Schreibweise wechselt) war in jeder Hinsicht ein vornehmer und hochmöglicher Herr, ein «vorsichtiger, fleißiger und glücklicher Handelsmann». Er wurde 1635 geboren, war der Sohn des Deputaten und Ratsherrn Franz Brunschwiler-Plenis. Da

er für die Kaufmannschaft bestimmt war, lernte er Welt und Handel in Frankreich, in Holland und in England kennen. Als er wieder in Basel zurück war, heiratete er Ester Hummel, die Tochter des Oberstzunftmeisters Jakob Hummel, — auf der Inschrifttafel über der Pfarrhaustür wird sie als «die viel Ehren- und Tugendreiche Frau Ester Hummelin» gebührend erwähnt, ein Lob, das man allerdings nicht zu ernst nehmen darf, gehörte doch Frau Ester zu jenen ehrgeizigen Frauen, die an den unlautern Praktiken beteiligt waren, um dem Gemahl ein ehrenvolles und einflußreiches Amt zu verschaffen. Familieninteressen und Familienrücksichten beherrschten zu Ende des 17. Jahrhunderts alle Wahlen. Der Aemterkauf stand in Blüte, damit auch die Profitwirtschaft, an welcher der Gewählte teilnahm. Die namentlich von der Geistlichkeit scharf verurteilte Korruption führte 1691 zu jener Revolution, die als das Einundneunziger Wesen in unserer Basler Geschichte bekannt ist.

Auch Franz Robert Brunschwiler nahm am Wettlauf um Amt und Würden teil. 1668 wird er Sechser der Zunft zu Gartneren, und seither vergeht beinahe kein Jahr, das ihm nicht irgendeine neue Beamtung und politische Förderung einträgt. Im Jahre 1676 wird er Dreierherr, und seit dem folgenden Jahr, 1677, gehört er dem sehr begehrten Kollegium der Dreizehner an. Im Jahre 1684 erachtete er den Augenblick für günstig, ein Haupt zu werden, das heißt die Oberstzunftmeisterstelle als Vorstufe zum Bürgermeistertum zu erwerben. Inwieweit er die Macheschaften seiner Frau mit der politisch einflußreichen und geschäftstüchtigen Frau Salome Burckhardt billigte, ist schwer zu sagen. Wir begnügen uns mit der Tatsache, daß Brunschwiler die Oberstzunftmeisterstelle erhielt, und daß sie ihn 4000 Taler soll gekostet haben, eine Summe von ganz respektabler Höhe. Es geschah dann allerdings entgegen den Absichten der Oberstzunftmeisterin Burckhardt, daß der Rat am 3. November 1690 nicht ihren eigenen Mann, sondern Franz Robert Brunschwiler zum

zweiten Bürgermeister wählte. Sein Amt freilich konnte der auf den Tod erkrankte designierte Bürgermeister nicht antreten. Er starb wenige Wochen nach der Wahl, nämlich am 11. Dezember 1690, also bevor noch die bürgerliche Revolution gegen die Oligarchen und gegen Miet und Gaben und Aemterhandel ausbrach. Als ihn Bürgermeister Socin besuchte, um ihm zur Wahl zu gratulieren, antwortete er mit dem salomonischen Worte von der Hinfälligkeit aller irdischen Dinge: *Vanitas vanitatum vanitas*. Sein Porträt, das er sich etwas hat kosten lassen, — stammt es doch von H. Rigaud, — zeigt uns ein rosiges Gesicht mit schön geformtem Mund und vollem Kinn, mit hoher Stirn und freundlichen Augen, aber ohne tiefen oder starken Ausdruck, ein Gesicht, das von der modischen Perücke, die auf die Schulter fällt, vornehm umrahmt ist.

Brunschwiler war im Jahre 1676 Deputat geworden, also Mitglied jenes höchst angesehenen Kollegiums, das über Kirche und Schule gesetzt war. Der kümmerliche Zustand, in dem sich die Binninger Pfarrei befand, war ihm demnach nicht fremd, und bekannt war ihm auch der Wunsch der Gemeinde nach einem Pfarrhaus. Denn solange der Prediger in der Stadt und nicht in seiner Gemeinde wohnte, fühlte man sich mit Recht verwaist. Dazu kam, daß die Besoldung eine sehr geringe war, so daß sich zumeist nur ganz junge Pfarrer anstellen ließen, die, sobald sich eine bessere Unterkunft auftat, die Gemeinde wieder verließen. Brunschwiler vermachte nun testamentarisch ein Legat zur Erhöhung der pfarrherrlichen ganz geringen Besoldung, und er vermehrte damit die Zahl der bereits bestehenden Stiftungen. Ferner stellte er den Bau eines Pfarrhauses sicher: «Drittens», so lesen wir im Testament, «verordne Ich, so man es khumblich befindet, zu Binningen oder Bottmingen ein kommlisches Pfarrhaus zu bauen . . .»

Zunächst gab es für die Regierung allerdings andere Sorgen als die Erfüllung dieser Willensäußerung: die Publikation des Testamentes fiel gerade in die Zeit, da die

Revolution gegen das bestehende Regiment ausbrach. Erst im Herbst des Jahres 1692 wurde die Sache an die Hand genommen. Der Rat beauftragte den Landvogt von Münchenstein, nach einer Baustelle in Binningen Umschau zu halten. Auf Zureden hin, daß es sich um ein der Gemeinde nützlich Werk handle, erklärten sich die Brüder Jakob, Peter und Hans Glaser bereit, anderthalb Jucharten oberhalb der nach dem Kirchlein führenden Straße «neben denen Schloßreben» um ein Billiges herzugeben. Der damalige Besitzer des Schlosses zeigte sich gewillt, hinter oder neben seinem Schloßlein in den Weihermatten ein Grundstück abzutreten, wenn er dafür eine gleichwertige, seinem Gute benachbarte Matte der Gebrüder Glaser eintauschen könne. Die Weihermatten dehnten sich früher von der heutigen Weihermattstraße bis zur jetzigen Brückenstraße aus. Ihren Namen verdankten sie dem Schloßweiher. Sie bildeten einen Teil des Schloßgutes und sind erst zu Ende des 18. Jahrhunderts zerstückelt und an die Bürger vergantet worden.

Zur Zeit, da der Landvogt Remigius Frey nach einem geeigneten Platz Umschau hielt, war Herkules von Salis, Landammann des Zehngerichtebundes, Eigentümer des Schlosses. Er hatte es 1662 gekauft. Wegen der Zugehörden des Schloßgutes bekam er Streit mit der Gemeinde Binningen. Der Stadt Basel hatte er ein jährliches Schirmgeld zu bezahlen. Es mußte ihm daran gelegen sein, sich mit dem Rat gut zu stellen. Vielleicht sah er es auch nicht ungern, wenn das Pfarrhaus im Schatten des Schlosses errichtet und diese ursprüngliche Siedelung durch das geistliche Zentrum bereichert würde.

Wenn das Pfarrhaus «hinter oder neben dem Schlosse in den Weihermatten» erbaut wurde, dann war die Bedienung der Gemeinde Bottmingen erleichtert, und das war nicht nebensächlich, besaß doch damals das Dorf Bottmingen eine größere Einwohnerschaft als Binningen. Ein Nachteil freilich bestand dann darin, daß, abgesehen von der direkt ins Schloß führenden Brücke, in jener

Gegend kein Steg auf das linke Birsigufer zu den Weihermatten hinüberführte. Zudem war die Entfernung von der Kirche nicht nur weitläufig, sondern sie widersprach geradezu der Tradition, das Pfarrhaus in nächste Nähe des Gotteshauses zu rücken.

Wahrscheinlich hat die Platzfrage mit ihrem Für und Wider den Entscheid so lange hinausgezögert, daß das Angebot der Brüder Glaser zurückgezogen wurde. Hans und Peter Glaser wurden reuig. Sie gaben dem Landvogt zu erkennen, «daß sie nun nicht mehr halten wollten», weil sie inzwischen andere Güter verkauft hätten und die Matte nicht mehr entbehren könnten. Hans Joggin Glaser aber war noch gesinnt, seinen Anteil Matten zu verkaufen. — Im Kauf und Lauf sind auch heutzutage solche Meinungsänderungen, die manchmal auf Mißtrauen, manchmal auf Berechnung beruhen, nicht selten. Das konnte auch der Landvogt wissen. Aber er sah in diesem Verhalten des Peter und des Hans Glaser eine sträfliche Mißachtung der Obrigkeit, mit der man nicht wie mit seinesgleichen verfahren durfte. Er schrieb denn auch in seinem Brief an den Basler Bürgermeister, daß ihm diese unverhoffte Aenderung «umb so viel bestürztter vorkommen, weilen sie hierinnen mit der Obrigkeit und nicht mit Ihresgleichen Leuthen zu thun hätten».

Der Landvogt erhielt daraufhin den Auftrag, in eigener Person nach Binningen zu gehen und einem geeigneten Platz nachzuforschen. Offenbar hatte er die Auffassung, daß der Pfarrer in der Nähe seiner Kirche wohnen müsse. Er verständigte sich mit dem Meyer von Bottmingen, Hans Junt, der in der Nähe des Kirchleins eine Matte sein eigen nannte und sie jetzt zum Kauf anbot. Die Lage des Bauplatzes sei günstiger, berichtete Landvogt Frey nach Basel. Das war im November 1693. Ob weiter verhandelt wurde, wissen wir nicht.

Es bedurfte des ganz persönlichen Anstoßes durch Pfarrer Hans Jakob Falkner, daß ein Dutzend Jahre später die Angelegenheit wieder aufgenommen wurde. Falkner er-

hielt 1680 die Pfarrei St. Margarethen. Er wohnte wie seine Vorgänger in der Stadt. Wenn sich seine Seelsorge nicht nur auf den Predigtendienst beschränkte, dann war die Ausübung seines Amtes, das die Kirchgenossen von Gundeldingen und Holee bis nach Bottmingen zu erfassen hatte, recht mühevoll. Nachdem er 27 Jahre lang diesen beschwerlichen Dienst versehen hatte, richtete er im Jahre 1707 eine Bittschrift an den Rat. Er wünschte die Herstellung eines weiteren Lettners in der Kirche, weil sich die Gemeinde um den halben Teil vermehrt habe. Er erinnerte an das Brunschwilersche Legat zugunsten des Predigers, das der Herr Bürgermeister «vielleicht aus Vergeßlichkeit, vielleicht wegen vielfältigen Geschäften» übersehen habe. Und endlich bat er, daß in seiner Gemeinde das Pfarrhaus aufgerichtet werde, «welches» — so sagt das Kleinratsprotokoll — «seine angehörigen Pfarrgenossen von Binningen und Bottmingen schon so viel Jahre lang sehnlich verlangen». «Es möge nach dem längst gemachten project deromalen in stand gebracht und darzu das hiezu von Herrn Bürgermeister Brunschwiler verordnete legatum angewendet werden.» Falkner fügte seiner Supplik wörtlich die testamentarische Bestimmung Brunschwilers bei. Der Kleine Rat verfügte, daß «die Herren Deputaten samt Herrn Doctore Antistite die sach examinieren», die Witwe des Bürgermeisters Brunschwiler um ihre Meinung befragen und «das befinden referieren». Frau Ester Brunschwiler bezeichnete als ihren Vertreter den Ratsherrn Johann Rudolf Wettstein, der von da an in ihrem Namen an Sitzungen teilnahm und Entscheide fällte.

Die «fernere Veranstaltung zu Aufrichtung dieses Pfarrhauses» übertrug der Rat den Herren Deputaten. Sie waren ermächtigt, einen oder mehrere Bauverständige zuzuziehen. Sie sollten «die Einrichtung dieses Gebäus auf Papier entwerfen». Aber es wurde nie außer acht gelassen, daß die Finanzierung durch die Frau Wittib Brunschwiler geschah. Und genau so, wie wenn die staatliche Haushal-

tung vom eigenen Brett zu bezahlen hätte, hatten die Deputaten ein Auge darauf, daß nicht zu kostspielig gebaut werde. Es wurde der Frau Ester bedeutet, auf Grund des Risses selber einen Ueberschlag machen zu lassen und jemanden zu bestellen, der die Bauaufsicht führe. Aber den Architekten bestimmten die Deputaten von sich aus; sie gaben ihm Wegweisung, sie entschieden über die Wahl des Bauplatzes, und ihre Meinung über den Bauplan war ausschlaggebend. Die Zuziehung der Herren Häupter war Form- und Ehrensache, wie auch der Frau Brunswiler Ehre angetan wurde.

Die beiden Brüder Herkules und Ulisses von Salis, Söhne des uns bereits bekannten, im Jahre 1696 verstorbenen Herkules, anerbten sich jetzt, einen Platz schenkungsweise zur Verfügung zu stellen. Es wurde Augenschein genommen, diskutiert und, da der Vorschlag nicht befriedigte, den Schloßherren nahegelegt, «einen andern Platz ohnschwer zu geben». Das geschah. Das Pfarrhaus kam nun aber nicht in die Nähe des Weiherhauses zu stehen, wie die Deputaten wahrscheinlich noch wünschten, nicht auf das linke, sondern auf das rechte Birsigufer, an den Weg zur Kirche, unterhalb der Schloßreben.

Die Deputaten traten in Verhandlungen mit Pierre Racine, «Entrepreneur vom Welschen Newenburg, so aber allhier in Aufenthalt ist», und trugen ihm auf, einen Abriß zu entwerfen und die Kosten zu berechnen. Wegleitend war, daß er, wie das Testament es bestimmte, «ein komliches» Haus entwerfe, natürlich kein «delizöses Lusthaus», wie Brunswiler es für sich in der Neuen Vorstadt hatte bauen lassen; aber ein repräsentatives und bequemes Wohnhaus. Demgemäß waren vorgesehen drei Stuben, die gehörige Anzahl «Kammern», also Schlafzimmer, samt Küche, Stall, Trotte, Keller und Garten. Racine teilte mit, er habe zu Binningen und Bottmingen einen Steinbruch entdeckt, aus dem man «überflüssig Stein» zu diesem Bau haben könnte. Er zeigte sich bereit, den Bau zu übernehmen und ihn «zur perfection herzustellen und zwar um

die Summe von 1000 Reichstalern, wenn ihm die Gnädigen Herren nachfolgendes Material gäben und herbeischafften: 124 Stück Bau- und anderes Holz / 8000 Bachenstein / 15 000 Ziegel / 30 Bäume Tannendielen / 990 Wägen Stein / 100 Fueder Kalch und 300 Wägen Sand.» — Wenn man aber 2000 Reichstaler «Ihme bezahlen würde, wolte er alles und alles über sich nemmen», also auch «alle Materialien herbeischaffen und den gantzen Bau nach dem gemachten Abriß in seinen vollkommenen Standt setzen und die Schlüssel dazu extradieren». Also: Schlüssel in die Hand. Nur möchte man ihm bewilligen, die Steine aus der von ihm ausfindig gemachten Grube zu nehmen. Er berechnete für das Material 1000 Reichstaler und ebensoviel für die Arbeit. Die Deputaten prüften Bauplan und Devis Punkt für Punkt und waren der Meinung, daß da und dort «mehr auf der Zierd als auf der Notwendigkeit» Rücksicht genommen sei. Sie gaben ihrem Architekten den Auftrag, «nichts als was die Notdurft und Ehrbarkeit zu solchem Gebäu erfordern», vorzusehen. Dementsprechend solle Racine nochmals die Kosten überschlagen. Die Zahl der vorgesehenen Gemächer dürfe aber nicht vermindert werden. Racine fügte sich, nahm Einsparungen vor, verzichtete namentlich auf das Gipsen der Schlafstuben, auf kostbares Täfel und Füllungen, auf steinerne Platten und kam auf eine Bausumme von 1500 Reichstalern «unseres Geldts», wenn die Materialien auf den Platz geliefert würden. Die starke Herabsetzung des frühern Kostenvoranschlages war naturgemäß nur möglich durch mancherlei Verzicht auf die architektonisch-künstlerische Gestaltung und auf die Ausführung im einzelnen. Wenn also an Einzelheiten Kritik geübt wird, dann darf sie sich nicht gegen den Architekten Racine richten. Es ist ihm auch trotz der auferlegten Einschränkungen gelungen, einen einfachen und doch schönen Barockbau zu erstellen.

Er fand nun auch die Zustimmung der Deputaten; sie bezeichneten in ihrem Bericht, den sie samt dem Riß an Bürgermeister und Rat richteten, die Forderung als

moderat, insonderheit weil er auf seine Kosten die zugehörigen Steine graben und hauen lasse. Sie ersuchten um die Bewilligung, in den obrigkeitlichen Wäldern von Binningen und Bottmingen Steine graben zu dürfen, und daß die Untertanen des Mönchensteiner Amtes fronweise die Zufuhr besorgten, wie das an andern Orten auch geschehen sei.

Dagegen war nichts einzuwenden, und der Bau wurde am 8. März 1708 an Racine verdingt. Er hinterlegte 150 Louis d'or als Bürgschaft. Daß die Regierung Auftraggeber war, kam unter anderm auch dadurch zum Ausdruck, daß er seine Geldforderung nicht direkt an die Witwe Brunschwiler, sondern an den Ratssubstituten zu richten hatte. Dieser war befugt, ihm eine Assignation für die verlangte Summe auszustellen, die auf den Rechtsvertreter der Brunschwilerin, auf den Ratsherrn Wettstein, zu lauten hatte.

Der Landvogt von Mönchenstein wurde angefragt, «wieviel Zeug in jedem Dorf seiner Beamtung seye», damit man sich mit den Fronungen einteilen könne. In einer gemeinsamen Sitzung mit dem Obervogt wurde «endlich für gut befunden», die folgende Verteilung — sie gibt uns ein lebendiges Bild von der Inanspruchnahme der Untertanen der Mönchensteiner Vogtei — vorzunehmen. Die Gemeinde Pratteln hatte auf den Bauplatz zu führen: 100 Stämme Holz und 12 Dielen-Bäume von Herrn Deputat Gernlers Gut, ferner 10 Klafter Stein. Die Gemeinde Muttentz: 40 «Claffter» Mauersteine. Die Gemeinden Bottmingen und Binningen: 30 Klafter Steine und die im Bann zu findenden «gehauenen Steine»; Benken: Kalk, Sand, Ziegel, «Bachensteine», «Blättlin», Laim und 20 «Bäumediehlen, so zu Benken liegen». Außerdem Riehen: die gehauenen Steine, so man nach Riehen liefern wird und zu den Fenstern gehören». Ferner 1 Klafter Sand. — Das sind die wichtigsten Lieferungen. Sie geschahen aus Gehorsam und um Gottes Lohn. Immerhin kamen die Gemeinden, insbesondere Muttentz, nach Vollendung des Baues darum ein, daß

man ihnen etwas in Wein und Brot wegen geleisteter Fronnungen wolle zukommen lassen. Die Forderung war um so mehr berechtigt, als die Witwe Brunschwiler auf jeden Wagen eine Maß Wein und ein Pfund Brot zu geben im voraus versprochen hatte.

Nachdem all dies vorbereitet worden, begaben sich die Deputaten in den ersten Tagen des Mai nochmals nach Binningen, um endgültig den Standort zu bestimmen.

Der Bau schritt sehr rasch vorwärts. Pfarrer Falkner sprach in einer Eingabe vom Oktober 1708 die Erwartung aus, daß er sich «nach dem h. Willen Gottes als bestellter Prediger dieser Gemeind nächster Tage in das ermelte neue auffgerichtete Pfarrhauß begeben werde, dasselbige zu bewohnen». Aber das Jahr ging um, und es vergingen wohl auch die ersten Monate des Jahres 1709, bis Falkner in die Gemeinde übersiedelte, — spricht er doch in einem Schreiben vom November 1709 von «diesem halben Jahr, als ich zu Binningen in dem Pfarrhaus wohne». Racine erhielt allerdings im Januar 1709 die letzte Rate der Bau-summe. Aber Ende Mai 1709 «prätendierte» er noch wegen «einiger Sachen», die er über Verding hinaus gemacht habe. Er übergab ein spezifiziertes Konto auf rund 188 ₣ lautend. Wettstein war damals abwesend. Die Forderung wurde deshalb «eingestellt». Mitte September desselben Jahres wiederholte Racine seine Forderung. Er wurde nochmals an den Ratsherrn Wettstein gewiesen. Aehnlich erging es übrigens den Untertanen mit ihrer Bitte um Brot und Wein. Es wurde die Rückkehr und der Entscheid des Ratsherrn abgewartet, da sich die Regierung auf die Witwe Brunschwiler als die Geldgeberin berief.

Der Bau war jedenfalls erst im Mai 1709 vollendet. Dafür spricht der Eintrag im Protokoll der Deputaten. Dort wird unterm 20. Mai als letztes Traktandum einer umfangreichen Liste von Geschäften darüber geredet, «ob und was für eine discretion» gegeben werden sollte dem Schaffner des Herrn von Salis und dem Bauschreiber Iselin, welche beide «wegen Erbauung des neuen Pfarrhauses

zu Binningen sich ziemlich bemüht». Die Abstufung des Geschenkes erfolgte offenbar nach Rücksichten der Repräsentation, weniger nach Verdienst: der Schaffner erhielt 8 Louis-blancs, Herr Iselin 4 Louis-blancs.

Die Inschrift, die über der Türe des Hauses angebracht wurde, atmet den Geist einer Zeit, in der an Ehrenbezeugungen und Devotion den Regenten gegenüber nicht gekargt wurde. Der Name Racines wird nirgends genannt. Die Inschrift lautet:

Gott zu Ehren

Und dieser Pfarr angehörigen zu Trost
ist dieses Pfarr Haus auff Gottselige Verordnung
des Hochgeachten Gestrengen und Wohl Weysen

Herrn Franz Robert Brunschweilers Selig

Weyland Designirten Burgermeisters Eobl: Statt Basel.
Durch dessen hinterlassene Frau Wittib. Die Viel Ehren u Tugendreiche

Fran Ester Humelin

Unter Aufsicht der zum Deputaten Ampt verordneten

Herrn Christoff Burckarts, Herrn Daniel Falkners,
Hrn Heinrich Gernlers, Hrn Sebastian Feschen I.V.D. Statts

an diesen Ort so die Herren Gebrüdere Von Salis freiwillig übergeben
von grund auß auffgerichtet und in diesen Stand gesetzt worden.

Im Jahr Christi MDCCVIII.

Mit Racine war man sehr zufrieden, auch wenn wir in den Akten nicht den geringsten Niederschlag von Dank und Anerkennung finden. Daß man ihn schätzte, geht aber daraus hervor, daß er als Berater zugezogen wurde, als im Jahre 1719 über den Abbruch des untern Collegiums verhandelt wurde. Im gleichen Jahre wurde er wiederholt beauftragt, den bresthaften Kirchturm in Maisprach zu begutachten. Er gab den Rat, den Turm abzurechen und einige Pfeiler zu erneuern. Die Deputaten entschieden, daß er nochmals einen Augenschein nehme und einen Ueberschlag mache. Es wurde mit ihm auch über den Bau einer Scheune und die Reparatur des Pfarrhauses in Oltingen verhandelt.

Nicht nur die Deputaten, auch das Bauamt nützte seine Fähigkeit aus. Das ermutigte ihn, unter Berufung darauf,

Anmerkung zur Inschrift: StattS = Stadtschreibers.

daß er schon vielfältig von den Gnädigen Herren Bauaufträge erhalten, sie zu ersuchen, sie möchten ihn «für ihren Baumeister annehmen». Er wolle gerne mit Rat an die Hand gehen, «und zwar ohne Genießung salarii». So hatten es offenbar die Herren Deputaten nicht gemeint. Sie gingen auf die Zumutung nicht ein. Die späteren Gutachten sind von Bauschreiber Iselin abgegeben.

Der Bauplatz war vortrefflich ausgewählt worden. Die selbständige, klare, auf sicherem Stilgefühl ruhende Architektur kam auf dem erhöhten, durch keine Nachbarschaft gestörten Standort reiner zur Geltung, als wenn das Haus in der Talsohle, in den Weihermatten, in der Nähe der Schloßsiedelung wäre errichtet worden. Es beherrschte, von Basel aus gesehen, den Eingang zum Dorfe, war das erste Haus, auf das der Blick fiel, und es präsentierte sich mit seinen großen Fenstern, die, wie die Hausecken, mit Quadern eingefast waren, und mit dem hohen gebrochenen Dach als ein wohlüberlegtes Werk jener französischen Baukunst, die dem damaligen Geschmack der vornehmen Basler entsprach. Aus Rücksicht auf die Bestimmung dieses Baues und wohl auch aus einer gewissen Bescheidenheit gegenüber den Stiftern wurde allerdings auf jene reiche Innenausstattung verzichtet, wie wir sie sonst aus baslerischen Barockbauten kennen. Aber trotz dieser notwendigen Zurückhaltung verrät sich eine spürbare Großzügigkeit sowohl in der Anlage als auch in der räumlichen Ausgestaltung. Von der Haustüre trat man in einen geräumigen Vorraum, von dem aus die Treppe, die mit einem Balustergeländer versehen wurde, breit und in kurzen Läufen zum ersten Stockwerk und noch weiter, bis zum ersten Estrich, emporführte. Ueber dem Mauerwerk baute sich der Dachstuhl auf, dessen solide Verstreben auch in unserer Zeit die Bewunderung des Fachmannes hervorrufen.

Das Material für Türen und Fenster mußte einfacher gewählt werden, als im Racineschen Plane lag. So mußte vor allem auf kostbare Stuckdecken in den Wohnzim-

mern verzichtet werden. Dafür sind einzelne Räume vertäfelt und mit kassetierter Holzdecke abgeschlossen. Der vortreffliche Geschmack äußert sich in den Türumrahmungen, in den profilierten Deckenstäben, auch in der Unterteilung der Fenster, in der sorgfältigen Bleifassung, in den unaufdringlich kunstvollen Beschlägen. Die Fensteröffnungen im Erdgeschoß waren durch ein einfaches Gitterwerk geschützt. Auf der Schmalseite gegen Osten, also bergwärts, war eine Laube angehängt. Ein Keller wurde nur auf der einen Seite, westwärts, angelegt. Der Zugang erfolgte nicht nur von außen, sondern auch vom Sommerhause aus. Man stieg hier auf einer schmalen Treppe in das Gewölbe, in dem auf starkem eichenem Ge läger der Kompetenzwein gelagert wurde, — bis ins 19. Jahrhundert bezog der Pfarrer 12 Saum Wein vom Direktorium der Schaffneien. Im Jahre 1806 wurde das Quantum herabgesetzt. Die Deputaten stellten nämlich den Antrag, die Naturalabgabe zu vermindern, dafür eine fixe Besoldung von 500 fl oder 600 Franken auszurichten; die Binninger Kompetenz sei eine der geringsten. Er erhielt von da an 600 Franken in barem Geld, 10 Sack Kernen und 6 Saum Wein. Ungenügend blieb die Versorgung mit Holz. Ursprünglich bezog der Pfarrer ungefähr drei Klafter eichenes Holz aus den Gemeindewaldungen Binningen und Bottmingen. Da diese Waldungen nur von geringem Umfang waren, kauften die beiden Gemeinden das Holz und lieferten es dem Pfarrer auf den Platz. Aber die Bürger bezahlten nur ungerne diese Extrasteuer; denn sie wußten, daß in andern Gemeinden der Pfarrer Holz und Wellen aus den hochobrigkeitlichen Wäldern erhielt. Seit 1799 bezog nun auch der Binninger Pfarrer aus den Staatswaldungen 3 Klafter Holz; durch Gesetz von 1808 wurde der Holztertrag auf 4—6 Klafter erhöht. Der Wein wurde in natura geliefert oder in einen Geldbetrag nach amtlich festgesetztem Kameralpreis umgewandelt.

Leider besitzen wir keine Baurisse aus der Entstehungszeit. Hingegen eine Schilderung, die wohl auf einen Augenschein aus dem Ende des 18. Jahrhunderts zurückgeht. Das Pfarrhaus «hat einen gewölbten Keller zu ca. 60 Saum Wein zu legen. Ebenen Fußes beim Eingang ins Haus linker Hand die Küche». Erwähnt wird ferner die große Wohnstube, auf die man von der Haustüre geradeaus zuschreite, und links und rechts daneben «Kammern mit Dielenböden belegt und stehen diese drei Gemächer gegen den Garten». Das heißt: sie liegen an der Nordfront, während die Küche links vom Eingang mit einem Fenster nach Süden untergebracht war. Der im «Basler Bürgerhaus» aufgezeichnete Grundriß legt die Küche an die Nordostecke, so daß sich neben der großen Wohnstube nur eine einzige «Kammer», diejenige linker Hand, befunden hätte. Und diese Raumverteilung ist mir aus eigener Anschauung bekannt. Liegt hier ein Irrtum vor? Keineswegs. Sondern die Küche ist in späterer Zeit verlegt worden. Die von Racine getroffene Anordnung mit einer einheitlichen Flucht der drei aneinanderstoßenden Wohn- und Schlafräume, zudem mit dem Blick nach dem Garten, während der Blick aus der isolierten Küche durch den Vorhof begrenzt wurde, ist durchaus klar. Die beiden Südfenster im Erdgeschoß sind wahrscheinlich erst in späterer Zeit ausgebrochen worden, wie sie auch nicht vergittert waren. In späterer Zeit ist auch die Terrasse links vom Eingang angebaut worden. Jetzt, da sie abgetragen ist, läßt sich der alte Ausguß des Wassersteins feststellen. Linker Hand vom Hauseingang war also tatsächlich die Küche untergebracht. Ihr Boden war mit roten «Blättlein» ausgelegt. Rechts neben dem Eingang, so sagt die Beschreibung aus dem Ende des 18. Jahrhunderts, «ist die Stegen, daneben auch eine Kammer». Die Aufzählung der Räume im ersten Stock stimmt mit dem Grundriß im «Basler Bürgerbuch» überein. Erwähnt wird noch ein Gang, «auf dem die S. V. Loca sind». Endlich werden noch die beiden «Aestrig» genannt.



Eingang und Kirchweg (1895). Aquarell von Ernst Breitenstein



Gartenfassade (1938)

Staatsarchiv Basel

Das alte Binninger Pfarrhaus

Ueber das gesamte Anwesen gewinnen wir Anhaltspunkte durch das Inventarium des Pfarrers Bartenschlag. Er verzeichnet an «liegenden Gütern»: eine Behausung, Stallungen, Hof, Garten, Baumgärtlein samt Zugehörden in Binningen.

Das Herrenhaus und die Oekonomiegebäude waren durch eine Mauer geschützt. Eigenartig war der von Zinnen bekrönte und mit Schießscharten versehene Vorbau von festungsartigem Charakter. Wurde man durch diese erste Türe eingelassen, dann gelangte man in einen mit groben Kieseln gepflasterten Vorhof. Wann diese Anlage entstanden ist, das kann ich nicht feststellen. Der Baucharakter hat mit demjenigen des Hauses nichts zu tun. Es besteht auch meines Erachtens kein organischer Zusammenhang. Ebenso wenig mit der ebenfalls nachträglich aufgerichteten Terrasse, die der Hauptfront sehr unschön vorgelagert wurde. Im Augenblick, da Terrasse und Vortor weggeräumt wurden, war es erst wieder möglich, die Wirkung der Hauptfassade ganz so aufzunehmen, wie sie der Baumeister gewollt hat.

Eine Bereicherung — keineswegs im Sinne des Architekten, aber im Sinne des betriebsamen Pfarrers Leonhard Bartenschlag — war die Aufrichtung eines kleinen Glockenstuhles. In dem von ihm angefertigten, uns sehr wertvollen Inventar notiert er, daß anno 1750 «auf U. Anhalten des Pfarrers mit gönstiger Erlaubnus Lobl. Haußhaltung» (also des Finanzdepartements) er ein Glöcklein, 13½ Pfund schwer, aus der Dompropstei-Schaffnei erhalten habe. Die Kirche St. Margrethen war damals mit einer einzigen Glocke versehen. Sie stammte aus der Werkstatt des Basler Gießers Jakob Rot und war 1673, zur Zeit des großen Umbaus, hergestellt worden. «Gloria in excelsis Deo» lautet ihre Umschrift. Der Wunsch des Pfarrers, den Ruf an die Kirchengenossen zu verstärken und wohl auch bei Feuer und Wassergefahr den Hilferuf aufzunehmen und weiterzugeben, ist verständlich. Als dann Binningen im Jahre 1845 durch eine neue Glocke das Geläute von St. Marga-

rethen verstärkte, und da der Dachreiter auf dem Pfarrhaus reparaturbedürftig war, wurde das messingene Pfarrglöcklein, das nur noch zum Einläuten der Ganten benützt wurde, auf das Kettigerschulhaus versetzt. Das geschah im Jahre 1880, als Pfr. Wilhelm Denz sein Amt antrat. Der Glockenstuhl verschwand vom Pfarrhausdach, als ob er nie dagewesen wäre. Aber die Ansatzstelle des Dachreiters auf einer Konsole über dem Sattelholz hat mir die Richtigkeit der Bartenschlagischen Ueberlieferung bestätigt. Die Büchelschen Zeichnungen ließen zudem keinen Zweifel übrig.

Haus und zugehörige Gebäulichkeiten wurden durch die Einquartierung in der Zeit der Helvetik schwer mitgenommen; es fehlte an Geld, um dem Verfall zu steuern. Im Keller faulten die Faßläger, das Sommerhaus war reparaturbedürftig, übel stand es mit der Küche. Der Turm konnte jeden Augenblick einstürzen. Das hölzerne Gartenhaus zerfiel. Zur Zeit der Mediation mußte das Versäumte gründlich nachgeholt werden.

Leonhard Bartenschlag, an den verdienftermaßen eine Grabtafel in der Margarethenkirche erinnert und dessen Liebe und Eifer im Dienst der Gemeinde in Bruckners «Merkwürdigkeiten» hervorgehoben werden, hat sich auch um die Wasserversorgung bemüht, die offenbar bis zu seinem Amtsantritt im Jahre 1719 unbefriedigend war.

Unter den «liegenden Gütern» inventarisiert er «ein lauffendes Brunnlein anno 1724 auf L. B. Pfr. zu St. M. langes und vielfaltiges Nachwerben und Bemühen». Sein Verdienst geht auch aus den Akten hervor, so spärlich die Aufzeichnungen sind. Ob seine Klagen allerdings genügt hätten, wenn nicht verschiedene einflußreiche Liebhaber laufenden Wassers dagewesen wären, das ist allerdings fraglich. Denn es war eine kostspielige Unternehmung, eine zuverlässige Quelle ausfindig zu machen. Die Herren Häupter samt den Dreierherren berieten darüber. Man ließ den «Wasserschmöcker» Jost Häberlin von Luzern

kommen. Hinter dem Wirtshaus «zum Wilden Mann», bei der «hintern Brunnstube» nahm er seine Arbeit auf. Zuerst mit bescheidenem Erfolg. Dann aber kam er auf eine ergiebigere Quelle. Man schätzte auf fünf halbe Helbling, die unter die Petenten zu verteilen waren. Am 1. März 1724 wurde Sitzung gehalten und beschlossen, dem Wasserschmecker zweihundert Gulden auszubezahlen, die andern hundert, auf die er Anspruch machen konnte, wolle man «inbehalten, bis etwa in den Monat Augusti, um zu sehen, ob alles bis dahin in gleichem Stand verblieb». Man wollte also vorsichtigerweise die Trockenheit des Sommers abwarten. Bei der Verteilung wurde in erster Linie der Pfarrer berücksichtigt, «um dessentwillen das Werk anfänglich unternommen worden». Ihm sollte ein halber Helbling halb «oder einer schlechten Linse groß Wasser» zugeleitet werden. Es blieben dann noch vier starke oder vollkommene Linsen übrig. Soweit sie nicht in «obrigkeitliche Häuser» abgegeben wurden, mußte jeder Abnehmer dem Gemeingut 200 Gulden bezahlen und die Kosten der Zuleitung tragen. Mit diesem Wasser, das zum Münsterwerk gehörte, wurde das Brunnlein im Pfarrhof gespiesen. Als sich um die Jahrhundertwende der Bierbrauer Merian, dem der «Schlüssel» gehörte, anstrebte, im Umtausch diese Zuleitung zu bekommen, wehrte sich der Pfarrer mit Löwenmut und mit Erfolg für den Pfarrbrunnen, der auch in dürren Sommern nicht versiegte.

Mit rührender Liebe hat Leonhard Bartenschlag das Eigentum der Kirche gemehrt, mit der Freude am Kleinen, mit eigenem Opfer, das ihm doppelt muß angerechnet werden, denn er saß auf einer armen Pfründe. Im Pfarrhaus bewahrte er die Bücher auf, in denen die Gülten zum Besten der Armen eingetragen waren, hütete er die Barschaft, dann insbesondere eine silberne Schale und zwei Kelche als donum Mariae Julianae, der Markgräfin von Baden-Durlach, zinnene Kannen und Platten, ein zinnernes «Taufkesselin», das er 1720 kaufte. Neben der Wohnstube im Erdgeschoß war «ein beschüssiges Kensterlin» in die

Mauer eingelassen, mit Schubladen für die Kirchenbücher und Schriften, von ihm, dem Pfarrer, gestiftet wie so vieles andere. Er half der Schule auf, indem er eine «große schwarze Music- und Rechentafel» schenkte. Er kaufte fürs Pfarrhaus eine mit Eisen beschlagene und mit Schloß samt Riegeln wohlversehene «Caise von Holtz», um das, was ihm kostbar war, zu verwahren. Aus dem Sessionsgeld kaufte er ein «Leichtuch». Aus eigenem Vermögen beschaffte er weißgesteinte Tischtücher zum Tisch des Herrn. Er pflegte die Musik. Er schenkte für den kirchlichen Gebrauch ein- und vielstimmige Psalmen- (Gesang-)bücher. Auf dem Bücherbrett im Pfarrhaus reihten sich schöne Bibelausgaben und von seiner eigenen Hand gebundene Rodel. Er legte Verzeichnisse und Kassabücher an. Er war in Schule, Kirche und Armenpflege, überhaupt überall bei der Hand, so daß seine organisatorische und Kommissionstätigkeit an Pfarrer Wilhelm Denz erinnert, mit dem Unterschied freilich, daß zu Bartenschlags Zeiten die Kirchgemeinde zwar zerstreut und umständlich, aber doch klein war und trotz großer Armut nicht die Anforderungen einer heutigen Vorortsgemeinde an die auch in die Breite gehende soziale Mitarbeit des Pfarrers stellte.

Bartenschlag und Denz sind diejenigen Prediger zu St. Margarethen, die an Dienstjahren alle andern übertreffen: Bartenschlag hat 40, Denz hat 44 Jahre gewirkt. Pfarrer Denz ist der letzte Geistliche von Binningen und Bottmingen, der, wenigstens noch während einer Reihe von Jahren, die ganze Last als einziger Pfarrer der die beiden Dörfer umfassenden Kirchgemeinde getragen hat. An Alter übertraf er Bartenschlag um mehrere Jahre. Bartenschlag starb in seinem 73. Jahr «an einem Steckfluß». Bartenschlag ist derjenige, der, wie sich aus seinen Anschaffungen ergibt, das Pfarrhaus wohnlich gemacht und nach Möglichkeit mit dem Notwendigen versehen hat. Denz ist derjenige, der am längsten das Haus bewohnte. Am längsten und mit der Freude an der Tradition, als «Haushalter», der keine Zeit hatte, an moderne Verbesserung zu

denken, sondern der nur für die andern da war. Er war noch im wahren Sinne des Wortes in diesem Herrenhause daheim. In der weitläufigen und hohen Studierstube im ersten Stock fühlte er sich behaglich, wenn er nach der Unruhe des Tages und der späten Sitzungen sich am Schreibtisch zu schaffen machte. Wer etwa nach Mitternacht von Basel herkam, den grüßte der Lichtschein aus dem Fenster der großen Stube im ersten Stock. Der Pfarrer war versunken in seine Predigt oder in Eingaben und Protokolle, bis er unter Umständen darüber einschlief.

So vornehm aber auch das Haus bei aller Einfachheit in die Welt schaute: die es bewohnten, hatten sich mit bescheidenem, ja fast mit kärglichem Lohn zufriedenzugeben. Jakob Falkner, «das Bauernhähnlein» genannt, der zum Bau gedrängt hatte, ermahnte, bevor er aus der Stadt nach Binningen umzog, die Herren, daß gottesfürchtige Regenten nicht nur Kirchen und Pfarrhäuser bauen zur Ehre Gottes, sondern daß sie die Prediger «mit nothwendiger Unterhaltung» versehen. Da erfahren wir, daß er in den 28 Jahren seines Dienstes nicht nur etwa zu St. Margarethen gepredigt, sondern daß er getreulich die Kranken in den beiden Dörfern besucht hat, daß er hat «in Wind, Regen und Schnee müeßen lauffen, Hitz, Frost und Kälte ausstehen», und daß er seine beste Lebenszeit gleichsam ohne Besoldung zugebracht habe. Er wünschte Aufbesserung. Sie wurde ihm gewährt, weil er draußen wohnen müsse und «dem Ueberschwall der Bettler» ausgesetzt sei. Jetzt sei's aber fertig, und niemand, kein Geistlicher, dürfe um Verbesserung seines salariae anhalten. Falkner wohnte ein halbes Jahr in Binningen. Da jammerte er bereits, daß er den größten Teil des ihm zukommenden Kornes und daneben wenigstens 15 Pfund in Geld habe verteilen müssen. Er werde noch all sein Hab und Gut einbüßen. Der Zank um die Mehrung seines Einkommens verbitterte ihm die zehn Jahre, die er im neuen Pfarrhaus noch als Rest seines Lebens zu verzehren hatte.

Sein Nachfolger war der bereits erwähnte Leonhard Bartschlag, Pfarrer zu St. Margarethen von 1719 bis 1759. Er hatte sein Amt kaum angetreten, so beklagte er sich, daß «das salarium zu geringstem Unterhalt kaum in die 4 Monathe lang sich erstrecken möge». Wer immer pastor Margarethanus wurde: er hatte am Hungertuch zu nagen, wenn er nicht hartherzig gegen die Armen und Bettler sein wollte oder nicht mit eigenem Vermögen ausstaffiert war. Was die Gemeindepräsidenten von Binningen und Böttingen in einer Eingabe zur Zeit der Helvetik sagten, das war wohl die ganze Wahrheit: Ihre Pfarre sei bekanntlich die geringste im ganzen Baselbiet. Damals war Johann Rudolf Rapp Pfarrer in Binningen. Die Gemeinde verlangte von der Verwaltung in Basel, daß sie ihm das nötige Brennholz verschaffe. Die Gemeinde habe keines. Man sei zwar bereit, Holz aus dem Privateigentum zu geben, aber dann wolle man den Pfarrer ganz erhalten, und dafür solle man ihnen den Zehnten erlassen. Wie eine Drohung tönt es aus dem Briefe: «Es Wehre kein Wunder wann unserer braver Herr Pfarrer auf einen Besseren Blatz schauen dette.»

Zeitweise erfolgte denn auch der Wechsel sehr rasch. Sehr oft unter dem Druck ungenügender Entlöhnung. Das gilt z. B. für denjenigen Pfarrer, an dessen Dichtungen wir erinnert werden, sooft wir auf der Pfalz von St. Margarethen Ausschau halten oder die Erinnerungstafel betrachten: es ist Jonas Breitenstein. Er wurde 1852 als Pfarrer nach Binningen gewählt. Sein Jugend- und Lebensfreund Martin Birmann, der mit ihm dasselbe Geburtsjahr teilt, weiß uns zu berichten, wie der liebenswürdige Mann sich neben seinen Amtsgeschäften für eine kranke Gattin und für ein Trüpplein von sieben Kindern sorgen mußte und wie das ungenügende Einkommen neben der starken Inanspruchnahme des Pfarrers durch die Gemeindeglieder ihn den schweren Entschluß fassen ließ, nach 18jähriger Amtszeit den Pfarrdienst aufzugeben und das Sekretariat der freiwilligen Armenpflege

in Basel zu übernehmen. Er verließ das Pfarrhaus und siedelte nach der Stadt über; er vertauschte seine ländliche, herrliche Studierstube mit dem Arbeitszimmer im Schmiedenhof. In der hingebenden Erfüllung des neuen Berufes, im Dienste der Nächstenliebe, schuf er sich in der Stadt eine neue große Lebensaufgabe. Die politischen Umtriebe im Baselbiet hatten ihm den Entschluß leichter gemacht. Aber unvergeßlich blieb ihm doch das Pfarrhaus. Er war als Lehrerssohn auf dem Lande aufgewachsen, und er liebte das Land. Trotz strenger Arbeit hatte er in Binningen stille Augenblicke gefunden, um jene Dialektdichtungen zu schreiben, durch die er uns, wenn auch in unverkennbarem Abstand, an Hebel erinnert. Aber diese Dichtungen dürfen uns nicht täuschen: Breitensteins Gemüt war bedrückt, bis ihm die Basler Freunde zu einer sichern Stellung verhalfen. Er gewann durch die Uebersiedelung an Lebenssicherheit, sein Sinn, der sich so oft verdüstert hatte, wurde wieder heiterer. Er konnte, weil er selber mit der Sorge auf nahem Fuß gestanden hatte, den Bedrückten und Armen jetzt ein rechter Helfer sein. Er fand auch Zutrauen und Wertschätzung. Er wurde von der Stadt ehrenvoll in ihr Bürgerrecht aufgenommen. Sein Sohn, der liebenswürdige Maler Ernst Breitenstein, hat das Pfarrhaus, den Garten, in der Ferne die Kirche in einem Aquarell festgehalten, das dem Neujahrsblatt Socins über Basler Mundart beigegeben ist. Er hat dem Bild die Worte beigelegt:

«In der Nöchi vo Basel, wo's Birsigthäleli afangt,
 Isch e Hügel so sunnig und schön
 und 's wohnt himmlischi Rueih druff,
 Und d'Luft weiht eso mild und so lau.»

Das ist der Hügel, von dem herab das Kirchlein grüßt. Auf einem bescheideneren Hügel ist seinerzeit das Pfarrhaus erbaut worden, am Weg zur Kirche.

«Dem steilen Weg zum Kirchlein gleich,
 Ist steil der Weg zum Himmelreich»,

so haben wir über das Tor zu St. Margarethen geschrieben, als Pfarrer Denz, der unzählige Male und auch bei Hudelwetter die Höhe erstiegen hat, sein Amtsjubiläum feierte. Während zweihundert Jahren sind die Geistlichen von Margarethen diesen sonntäglichen Weg gegangen. Auf der Nordseite war durch die Mauer, die das Pfarrhaus umschloß, von jeher ein Pförtlein gebrochen, wie aus den Büchelschen Zeichnungen ersichtlich ist, damit der Prediger mit wenigen Schritten den Kirchweg erreichte. Es war noch nicht Sitte, daß sich der Pfarrer erst in dem der Kirche benachbarten Bauernhaus umkleidete. Noch ist mir wohl erinnerlich, wie Pfarrer Wilhelm Denz im Talar, mit dem Barrett, die Agenda in der Hand, den Garten hinter sich ließ und als der würdige «Herr» den Weg zu seiner Kirche zurücklegte. Heute ist dieser Weg nicht mehr der alte Pfad zwischen Wiesen, sondern zur Rechten und zur Linken stehen Häuser in Gärten, Häuser mit dem bekannten «Komfort», versehen «mit allem Zubehör», manches mit der unentbehrlichen Garage. Eines dieser am Berg hang gelegenen Häuser ist das neue Pfarrhaus. Es beginnt mit ihm sozusagen eine neue Geschichte, während die Geschichte des von Brunschwiler gestifteten und von Racine errichteten Baues zu Ende ist. Der basellandschaftliche Staat hat das Binninger Kantonbankgebäude übernommen, hat dafür der Bank das alte Pfarrhaus samt Umschwung überlassen; die Bank hat als Ersatz dem Kirchen- und Schulgut eine Liegenschaft übergeben und als Pfarrhaus ausbauen müssen. Das von Brunschwiler gestiftete Haus ist verödet. Es steht, im wahren Sinne des Wortes da: auf Abbruch. Man denkt unwillkürlich an eine Familie, die ihre guten Tage hinter sich hat und ins Elend geraten ist. Durch alle Verarmung hindurch ist noch ihr wahres vornehmes Wesen kenntlich. Aber das Unheil, das zerstörend über ihr schwebt, ist nicht mehr aufzuhalten.

Schlösser und Beschläge sind sorgfältig entfernt und gerettet worden. Mit dem Mauerwerk werden Pickel und

Schaufel in kurzer Frist aufräumen. Dann bleibt als ungelöster, problematischer Rest nur die Gedenktafel zurück, die über der Eingangstür in prächtiger Schrift verkündet hat, daß «Gott zu Ehren und dieser Pfarrangehörigen zu Trost» dieses Pfarrhaus «von Grund auß auffgerichtet» worden ist im «Jahr Christj MDCCVIII.»
